
Daniel Cuonz
Heines Unrast

Poetologie einer Selbstverortung

Es gibt im Schreiben Heinrich Heines eine gestische Konstante, die sich durch das ganze Werk hindurchzieht und die sich am besten mit dem Begriff der Unrast bezeichnen lässt. Unrast ist Bewegung, die in einem angespannten Verhältnis zur Nicht-Bewegung steht. Sie erfolgt aus Angst vor Stillstand und aus Sehnsucht nach Ruhe zugleich. Sie ist Suche ohne benennbares Ziel und Flucht ohne unmittelbaren Anlass. Sie entspringt dem Ekel davor, dass alles so bleiben könnte, wie es ist, aber auch dem Schauer darüber, wie es wäre, wenn es anders würde. Sie kann Lebensenergie ebenso gut momenthaft freisetzen wie langsam aufzehren. Die folgenden Ausführungen versuchen die persönlichen, die gesellschaftlichen und die poetologischen Fragen zu rekonstruieren, auf die Heines Unrast eine im Hinblick auf den inneren Zusammenhang seines Gesamtwerks bislang zu wenig beachtete Antwort darstellt.

I.

Den ideengeschichtlichen Horizont, vor dem diese Fragen ihre Kontur erhalten, hat der Kulturphilosoph Ralf Konersmann in seiner Studie über die *Unruhe der Welt* (2015) unlängst sichtbar gemacht. Jahrhunderte lang galt die menschliche Unruhe als eine Folgelast der Erbsünde. Mit Gottes Fluch über den Brudermörder Kain kam sie nach Auskunft der biblischen Schöpfungszählung in die Welt: »Rastlos und ruhelos wirst du auf der Erde sein.«¹ Erst mit diesem Verdikt, erst damit, dass Kain das »Angesicht des Herrn« verlassen und fortan im »Lande Nod, jenseits von Eden« wohnen muss,² ist die Vertreibung des Menschen aus dem Paradies endgültig vollzogen. *Nod* ist im hebräischen Wortsinn das Land des rastlosen Umherirrens. Es ist die Welt, in der auch wir noch immer leben. Nur betrachten wir Heutigen die Unrast längst nicht mehr nur als Verhängnis. Spätestens seit der Aufklärung gilt die »Weigerung, die Dinge auf sich beruhen zu lassen«,³ als Bedingung schlechthin für allen kulturellen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Fortschritt. Allerdings vollzog sich die Aufwertung der Unruhe nur schrittweise. Noch für Hegel be-

zieht der Weltprozess zwar seine zivilisatorischen Impulse aus Momenten der Unruhe und aus dem Wirken begnadeter Unruhestifter. Die Einkehr der Ruhe als Postulat der Versöhnung ist und bleibt aber das Endziel der Geschichte. Bei Marx wird das anders. Seine berühmte elfte Feuerbachthese, die besagt, dass die Welt nicht mehr länger bloß zu interpretieren, sondern vielmehr zu verändern sei, begründet den modernen Konsens, dass Unruhe nicht mehr nur temporär geduldet wird, sondern zum erwünschten Dauerzustand der Welt geworden ist.

In diesen Zeitraum fällt auch die Lebens- und Schaffenszeit Heinrich Heines. Allerdings ist sein Verhältnis zu dieser allgemeinen »Normalisierung der Unruhe«⁴ ein ambivalentes. Oft hat man die zeitkritisch-engagierten Aspekte seines Werks deshalb auf eine philosophiegeschichtliche Übergangsposition irgendwo auf halbem Weg von Hegel zu Marx festzulegen versucht. Das ist zwar nicht falsch, verfehlt aber das Wesentliche. Wichtiger nämlich ist, dass Heine, mit geradezu seismographischer Sensibilität, ein in diesem Sinne spezifisches Dilemma der Moderne vorausgespürt zu haben scheint. Es geht dabei um die Frage, wie man sich gegen die unerwünschten Begleiterscheinungen der Unruhe wehren kann, ohne sich den Gestus eben desjenigen Weltzustands anzueignen, den man kritisiert; und ob es umgekehrt nicht vielmehr wünschenswert wäre, mit der allgemeinen Unruhe in kritischer Absicht Schritt zu halten, um sie in eine positive soziale Dynamik zu übersetzen.⁵

Den folgenden Ausführungen liegt die These zugrunde, dass Heines erhöhte Sensibilität für die Anfangsgründe dieses Dilemmas vor allem damit zu tun hat, dass sich im Verlauf seines Lebens in dieser Hinsicht individuelle und kollektive Motive wiederholt überkreuzt haben. Am Beispiel seines ersten (und aus vorliegender Sicht geradezu werkstiftenden) literarischen Szenarios von Aufbruch und Bewegung lässt sich dies exemplarisch exponieren. Schon die zeitgenössischen Leser der *Harzreise* (1826) haben bemerkt, dass mit diesem Text ein literaturhistorischer Paradigmenwechsel auf dem Feld der Reiseliteratur exemplarisch vollzogen war. Bezüge auf das Absolvieren konkreter Routen und das Erreichen bedeutungsvoller Stationen bilden hier nur noch einen äußeren Rahmen. Dafür erfolgen kaum zwei Bezüge auf das Grundmotiv des Wanderns unter Rückgriff auf das gleiche Wortmaterial – als gälte es, jeden Schritt in seinem Verhältnis zur assoziativen Reichweite der Rede von der Reise als Ganzer abzuwägen. Das von Heine erfundene Genre des »Reisebilds« war so gesehen nicht nur geeignet, den politischen Stillstand der Restaurationszeit, die weltanschauliche Stubenhockerei einer ganzen Epoche, kontrastiv ins Bild zu setzten, sondern auch, um ihr im buchstäblichen Sinne eine gedankliche Fülle möglicher Gegenbewegungen entgegenzuhalten. Als eine »Harzreise in die Zeit«⁶ hat man dies später treffend bezeichnet.